

An des Daseins Blumenthoren
Schiff du lächelnd, froh erklaunt.
Hat ein Englein in die Ohren
Solche Mährchen dir geraunt?

Und verkünden wohl die Mären
Mit dem süßen Zauberband,
Was das Leben dir gewährt,
Wie es selig machen kann?

Tausend Wunder dich umgeben,
Herrlich winkt der Erde Glück,
Doch am schönsten strahlt das Leben
Dir im Muttertraug' jurid.

Mutterbild — o Freudenschimmer,
Mutterwort — o Jubelklang!
Wächte dieses Glück doch immer
Treu dir sein dein Lebenlang!

Das Buttermilchkind.

Von Adolf Rissen.

„Sieh mal nach, Guste, was der
Postbote gebracht hat.“

Die Frau war beim Klöppeleisen,
sonst wäre sie sicher selber hinaufgegan-
gen. Das Wochenblatt kam heute nicht,
es mußte also wohl ein Brief sein.
„Aber woher konnte der kommen“,
dachte sie, und selbst in diesem Augen-
blick ließen Erwartung und Neugierde
die müden Augen nicht heller bli-
den.

Sie hatte am Morgen eine große
Spinne gesehen, fiel Frau Dorntaat
jeht ein, und Nachts von Fledermäusen
geträumt, das bedeutete nichts Gutes!
„Ach Gott!“, seufzte sie, „wenn's nur
nichts Schlimmes ist!“ Seit Langem
war sie gewöhnt, vom Schicksal Trüb-
es und Schweres entgegenzunehmen,
sobald Zuversicht und Frohsinn nicht
mehr in ihr aufstiegen.

„Ein Brief für den Herrn!“, rief
Guste die Treppe hinunter, dann ging
sie, den Tisch zu bedecken.

Nach einer Weile näherten sich die
Schritte des Mannes von oben her.
In seinen Stiefeln knisterte noch gelber
Lehm, er hatte den ganzen Morgen im
Draingraben gestanden. Leute waren
knapp, und zu hohen Löhnen reichte
das Geld nie; da hieß es, selber zu-
greifen.

Nun hielt er einen geöffneten Brief
in der schwierigen Faust, den altmödi-
sche, trübselige Schriftzüge bedeckten.

„Von Tante Amelie!“ rief die Frau
ihm entgegen, „was schreibt sie?“

Der Mann zögerte einen Augenblick,
dann sagte er gepreht:

„Sie schreibt, daß sie nach Flens-
burg fährt zu einer plötzlich aufge-
tauchten Jugendfreundin, und auf eini-
ge Tage vorkommt.“

Der Frau entfiel der Klostlerhöl-
„Tante Amelie kommt — hierher
— die nie über die Elbe wollte? O
Gott, was stellen wir auf?“

Der Mann sah vor sich hin. Die
Frau sank auf einen Stuhl und be-
deckte das Gesicht mit beiden Händen:

„Nun kommt Alles an den Tag!
Ach Gott, ach Gott! Und das arme
Barm kann doch nichts dafür!“

Die Rückkehr des Mädchens gab ihr
ihre Haltung wieder. Die Uhr schlug
knöpf, in wenigen Minuten kamen die
Leute zum Essen, da mußte sie sich
spülen. Der Mann ging mit dem
Briefe nach oben in's Wohnzimmer
hinauf.

Tante Amelie war die einzige
Schwester von Herrn Dorntaats Vater.
Seit langen Jahren Wittwe, lebte sie
in guten Verhältnissen drüben im
Hannoverschen, woher auch Dorntaats
Kamminen.

Als Dorntaat vor sechs Jahren
sich einen eigenen Herd gründen wollte,
hatte sie, die kinderlose Wittve, ihm
ein kleines Kapital geliehen. Damit
taufte er den Hof oben im Hofsteini-
schen, der ihm billig und passend er-
schien.

Aber wenn sie daheim vom gesegneten
Hofstein erzählt, so meinten sie
dieses Fleck Erde am Mittelruden
sicher nicht. Der Boden war schlecht
und nicht löblich, und ungünstige Jah-
re thaten das ihre, die jungen Leute
mehr und mehr zurückzubringen.
Dazu kam ein reicher Kinderlegen, der
Frau Kraft und Frische nahm und
sich bald in gesteigerten Ausgaben be-
merktlich machte.

Anfangs hatte Tante Amelie ein
paarmal geholfen, wenn die Zinsen
nicht zusammenkamen, auch dreimal
Gewalter gestanden und Spatsöpfe mit
Klingenden Goldfischen geschenkt.
Dann wurden ihre Briefe enger, ihre
Vernehmungen dringlicher und deut-
licher. Sie selbst war nie gekommen,
sie scheute die Unruhe des Reisens.

Als dann vor vier Jahren das
achte Kind zur Welt kam, gelaunten
die Eltern sich nicht, es der Tante zu
schreiben, und so trafen auch in der
Folge nur für sieben die Christge-
schenke ein, und vom siebenfachen Jubel
berichten nur die regelmäßigen
Dankesbriefe, die im Nebenraum das
Wohlergehen der Familie betrafen.

Nun wollte Tante Amelie kommen,
die nie an's Reisen dachte!
Als die Kinder Abends zur Ruhe
waren, saßen die Eltern noch lange
und überlegten.

Abstreifen konnten sie nicht, das
war klar. Das Ganze gesehen, hieß
den Besuch zwar verhindern, aber
sicher auch die Gunst der Tante auf
immer verschmerzen. Und gerade in

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

J. P. Windolph, Herausgeber. Grand Island Neb., 26. Januar 1906 (Zweiter Teil.) Jahrgang 26 No. 22.

diesem Jahre waren die Ernteausfich-
ten besonders schlecht. Der Michaelis-
termin winkte schon wieder, und noch
wußten Dorntaats nicht, wie sie die
Zinsen zusammenbringen sollten. Die
Weiden schimmerten lach und roth,
und das Korn stand sperrig und dünn,
die große Trockenheit hatte es nicht
auflaufen lassen.

So wukten die Schweregeplagten sich
keinen anderen Rath, als schweren
Herzens die Verheimlichung weiter zu
führen und das Dasein des kleinen
Friedrich nach wie vor zu verleugnen.

Tante Amelie trat zur festgesetzten
Zeit ein. Sie war munter und guter
Dinge und fand das Reifen gar nicht
so fürchtbar. Das Wiedersehen gestaltete
sich sehr herzlich und vorwiegend.
Die Tante verstand die schwere Schrift
zu lesen, die Sorge und Arbeit auf die
Stirn der einst Jugendfreudigen einge-
graben; sie erkannte bald die Mienen
des Haushalts, das rastlose Streben
der Weiden. Die Wohlgezogenheit der
Kinder berührte sie wohlthuend, und
mit innerlicher Freude gewahrte sie die
Dankbarkeit, die ihre kleinen Mit-
brüderling hervorriefen.

Der kleine Friedrich war schon acht
Tage vorher mit seinem Kinderwä-
schen in ein Kämmerchen übergesiedelt,
das hinter der Mädchenkammer im
Erstgeschosse lag. Die Geschwister, bis
zum achtjährigen Dorchchen herab,
hatten sich gewöhnt, nicht nach ihm zu
fragen. Auch gingen sie tagsüber in
die Schule, und wenn sie Mittags und
Abends mit der Tante zusamen-
kamen, waren stets Vater oder Mutter
zugegen, und sie doch eines der
Kleinen mal von Friedrich an, so
wußten sie rechtzeitig das Gespräch in
minder persönliche Bahnen zu lenken.

Einmal, als die Mutter nicht zuge-
gen war, fragte das Dorchchen:
„Wann willst Du wieder weg,
Tante?“

„Wie meinst Du das, mein Kind?“
„Ach, wir möchten so gern mal wie-
der mit Friedrich spielen.“

Zum Glück hörte Frau Dorntaat
sie im Nebenzimmer und antwortete
mit erzwungener Festung:
„Das könnt ihr ja auch, Kinder!
Kommt, geht man hinaus, es ist ja
schönes Wetter...“ und unter heimi-
schen Pfiffen beförderte sie die armen,
unschuldigen Göttern nach draußen.

Das Herz wollte ihr schier dabei blu-
ten.

Ein abermal kam der zehnjährige
Amar herein gestürzt:
„Friedrich ist so ungezogen, Trina
kann gar nichts mit ihm anfangen. Er
süßst mit den Füßen gegen die Thür
...“ Weiter kam er nicht, der Vater,
der hinaus ging, nach dem Rechten zu
sehen, nahm ihn mit am Arm, und die
Mutter murmelte etwas von un-
zuverlässigen Dienstjungen, von denen
man nichts wie Kerger und Verdruß
habe. Dabei schlug das Herz ihr bis
an den Hals.

„Nimm Dir das doch nicht so zu
Herzen, Kind“, tröstete die Tante gut-
müthig. „Du bist ja ganz blaß gewor-
den.“

Frau Dorntaat stand Höllenqualen
aus. Am liebsten hätte sie der Tante
alles gestanden, die bei ihrer berben,
poltrigen Art im Grunde doch so gut
und weichherzig war. Es schien ihr
oft unmöglich, sie länger zu hinterge-
hen, der Besuch ward eine stete Qual
für sie. Die Arbeit vermehrte er, da-
zu kam die Sorge um die Unterhal-
tung und als Damoklesschwert die
ständige Furcht vor der Entdeckung,
die Frau Dorntaat Nachts in ihren
Träumen aufschreien machte. Abends
schlich sie sich heimlich zu ihrem Kinde
und bedeckte es mit Küssen und Thrä-
nen.

Tante Amelie sah wohl das be-
drückte Wesen der Frau, schoß es je-
doch auf ihre wirtschaftliche Nothlage
und merkte im übrigen nichts. Sie
zog die Schweregeplagte liebevoll zu
sich heran, sprach ihr Trost und Hoff-
nung ein und gab ihr manchen Wink
und Rathschlag. So traten die
Frauen sich täglich näher, und mehr
und mehr erkannte Frau Dorntaat,
wie unrecht sie gethan hatte, wenn sie
die Tante früher hart und lieblos
schalt.

Fünf Tage währte der Besuch
schon, für den nächsten Mittag hatte
Tante Amelie ihre Reise festgesetzt.
Frau Dorntaat begann aufzuathmen,
und bedauerte doch wieder, daß sie
die Gute nicht zum Bleiben nötigen
konnte. Zu lange hatte sie solch
vertrauliche Aussprache unter Frauen
entbehrt!

Während die Hausfrau am Vormit-
tag die Küche besorgte, ging Tante
Amelie nochmals durch Haus und Hof,
alles mit kundigen Augen musternd.
Sie war selbst vom Lande und hatte
dem Vater einige Jahre die Wirth-
schaft geführt, aber das mußte sie ge-
sehen: In der Wirthschaft sah alles
sauber und ordentlich aus! Nichts
berrieth die zeitweilige Nothlage des
Besizers, Ordnung und Fleiß traten
ausgleichend ein, wo die nöthigen
Mittel für Neuananschaffung fehlten.
Auf dem Hofe trieb kein Geschir
umher, die Dächer waren ausgebeßert,
die Ställe geweißt. Die Schweine la-
gen auf reinlicher Streu, und auf dem
Hinterhof blühten die blattgeschweir-
ten Wänder der Milchmeier im Sonn-
enschein.

In der Meiereithür trat ihr ein
Kleinstmädchen in den Weg, das sie
sonst noch nicht gesehen:
„Die Hausfrau ist im Garten“,
sagte das Mädchen unaufgefordert un-
ter verlegener Grimmen.

Das paßt sich gut“, dachte die
Tante und ging an ihr vorüber. „Da
kann ich gleich die Meierei gründlich
durchsehen.“

Auf langen Schragen lagen in dop-
pelter Reihe die Blechsteller der Milch-
schleuder neben einander, der Quirl
des Butterfasses lehnte knochenweiß
daneben, und die Buttertücher hingen
sorglich über Stäbe zum Trocknen ge-
breitelt. Der Fußboden erglänzte vor
Sauberkeit, und nirgends machte sich
säuerlicher Geruch bemerkbar.

„Ich bin doch neugierig, ob das
Butterfass wohl riecht“, dachte die
Tante. Sie wußte, wie leicht dies
vorkam, und wie nachtheilig es der
Butter war.

Rasch trat sie an das große Faß
heran, das mit blühenden Ringen in
seinem Rahmen schwebte. Da rührte
es sich im Faß, und als die Tante ge-
spannt hinein sah, sah ein kleiner
Junge drin mit Nüßchen und Zü-
cken und Perlechen im Arm. Erst
guckte er die Fremde verwundert an,
dann trat ein verständnißvolles Leuch-
ten in seine Augen, und mit seinem
Stimmchen fragte er:

„Bist Du die aische Tante, die zu
Besuch ist, Trina sag, Fiete danf' till
fitten, aische Tante tom.“ Die
großen Augen sahen sie vorwurfsvoll an,
und da Tante Amelie noch immer kein
Wort fand, fuhr der Kraustopf fort:
„das Fie' ist immer danf' süß dweisen,
das faq' Mutte auch. Mutte fit
Abend bei Fiete sein Bett und weint,
weil aische Tante Fiete darnich leiden
mag.“

Die Frau wandte sich betreten zu-
rück. „Wem gehört das Kind“, fragte
sie das Kleinstmädchen, das zögernd
näher trat.

„Das is' unser kleiner Friederich“,
gab diese verlegen lächelnd zurück.
„Der is' nu' schon die ganze Zeit bei
mich, daß Sie hier sind.“

Einen Augenblick kämpfte es in der
Frau. Dann wandte sie sich dem
Kinde zu, während das Mädchen un-
glücklich zur Hausfrau stürzte.

„Wißt Du Tante lieb haben und
mitkommen nach Mutter?“

Da redeten sich ihr die kleinen Arme
entgegen, und wie halbunterdrücktes
Weinen klang es:

„Ja, nach Mutte, nach Mutte, Fiete
will Tante auch danf' lieb haben!“

Sie nahm das Kind auf den Arm
und ging mit ihm hinaus zu der jah
erbligten Frau.

„Emilie, hattet Ihr sonenig Ver-
trauen zu mir?“

Den Vorwurf überrante das Mit-
empfinden, und dann überhob der
Jubel des Kindes die Mutter der
Antwort. Sie rief es an sich und be-
deckte das kleine Gesicht mit Küssen,
und dann meinten die Frauen zusam-
men und lieblichen abwechselnd das
Kind und wollten es eine der andern
nicht gönnen.

Was dann noch zwischen den
Frauen verhandelt ward, in innigem
Gedankenaustausch, entzieht sich un-
serer Beobachtung. Als Tante Amelie
aber am nächsten Mittag weiterreiste,
winkten ihr acht Paar kleine Hän-
den ein wehmüthiges Abschieds nach,
und am Michaelisterrn entrollten
dem Wertpöckel, das der Postbote
brachte, dreihundert blanke Thaler,
und dazu schrieb die Tante:

„Das dente ich, wird Euch erstmal
wieder den Rücken stärken. Und nun
immer Kopf hoch, der alte Herrgott
lebt noch, und Tante Amelie läßt Euch
auch noch nicht im Stich!“

Fünfzig Mark stecken noch in dem
kleinen Butterfaß, das ich Eurem klei-
nen Buttermilchkind nachträglich als
Sparbüchse schenke.

Damit Gott befohlen!
Eure alte brunnmige
Tante Amelie.“

Oft plagt ein Rapf vor Düntel
Und Lebermuth,
Woh weil in ihn zu spuden
Der Jar geruht.

Der Spion.

Dem Französischen nachzählt von
Milly Siefert.

Es dunkelt; lind und weich war die
Luft. Die Damen hatten sich in den
Salon der Villa zurückgezogen; die
Herren saßen draußen um einen runden
Tisch, auf dem Tassen und Gläser
standen. Und in der zunehmenden
Dunkelheit leuchteten ihre Cigarren
wie kleine, rothe Punkte.

Man besprach das Ereigniß des
Tages. Am Morgen war in dem klei-
nen Fließchen vor den Augen der Bil-
denbesitzer eine Gesellschaft von fünf
Personen, deren Boot kenterte, ertrun-
ken. Es war unmöglich gewesen, Hilfe
und Rettung zu bringen.

„Schredlich“, sagte einer.
„Ja wohl, schredlich“, nahm General
G. das Wort, „solche Ereignisse sind
entsetzlich, aber sie sind nicht grauen-
erregend. Sie erregen uns, regen
unser Mitleid, bringen uns aus der
Fassung, aber sie erregen kein
Grausen. Grausen ist weit mehr als
Schreck. Entsetzen. Dazu bedarf es
mehr, als einer plötzlichen Unglücks-
fälle. Ein geheimnißvoller Schauer,
ein anormaler Sinneneindruck, etwas
Widernatürliches, Außergewöhnliches,
das alles muß zusammenwirken, um
uns Grausen empfinden zu lassen. Ich
möchte Ihnen, meine Herren, das, was
ich meine, durch ein persönliches Er-
lebniß erläutern.“

Es war während des Krieges 1870.
Wir zogen uns auf Pont-Audener
zurück, nachdem wir Rouen passiert
hatten. Die Arme, 20,000 Mann
ungefähr, auf der Fluß, in Unord-
nung, müthlos, erschöpft, eilte nach
Havre, um sich dort neu zu formiren.
Den Boden deckte Schnee, es dunkelte.
Seit dem Morgen hatte keiner etwas
geessen, man floß; schnell, schnell,
denn die Preußen waren nahe.

Die weite normannische Ebene brei-
tete sich öde und leer unter einem
schwarzen Himmel aus, der schwer
und drohend herabhing. Hier und da
lag ein Bauernhof, von Bäumen um-
standen. Nichts war zu hören, als ein
verworrenes Geräusch, dumpf, unauf-
hörlich; die durch den Schnee ge-
dämpften Fußtritte der Marschiren-
den; darin mischte sich das leise Klir-
ren der Kochgeschirre und Säbel. Ge-
beugt, schmutzig, fast in Lumpen, so
schleppten sie sich durch den Schnee mit
langen, todtmüden Schritten. Die
Haut der Hände schien an dem Me-
tallbeschlag der Gewehrholzen festzu-
frieren, denn es war bitterkalt. Hier
und da zog einer oder der andere seine
Stiefel aus, um daruf zu laufen, so
litt er durch die mangelhafte Fußbe-
kleidung. Und jeder Trieb der schmer-
zenden Füße ließ eine blutige Spur
zurück. Schon kurze Zeit darauf sehte
sich der Erschöpfung an dem Weirain,
um nur einige Augenblicke zu ruhen.
Aber er stand nie wieder auf, jeder,
der sich sehte, war ein Kind des To-
des.

Wie viel solcher armen Teufel ha-
ben wir da hinter uns gelassen! Sie
alle wollten ja nur ein wenig ihre
Schuhe putzen! Aber kaum hörten
sie auf, sich zu bewegen, so zwang sie
eine unüberwindliche Müdigkeit zu
Boden, schloß ihnen die Augen,
benannte in einem Augenblick diese
überanstrengte menschliche Maschine.
Schlief sie der Körper zusammen, die
Stirn sank auf die Erde; so hockten
sie still und steif im Schnee, unfähig,
sich zu ermannen, bis zum Ende.

Wir andern aber, die wir wider-
standsfähiger waren, wir eilten wei-
ter, bis ins Mart Friedend, durch die
Kraft der Verzweiflung vorwärts ge-
trieben durch Nacht und Schnee in
diesem öden, unwirthlichen Landstrich,
verweirte über unsere Niederlage,
niederbedrückt durch das trostlose Em-
pfinden gänzlicher Verlassenheit.

Da bemerkte ich plötzlich zwei
Grenzsoldaten, die einen kleinen, al-
ten, sonderbar ausschauenden Mann
ohne Bart am Arm festhielten. Sie
suchten einen Offizier, da sie meinten,
ein Spion anzugehen zu haben. Wie
ein Lauffeuer verbreitete sich das Wort
„Spion“ in der fliehenden Truppe,
und einige Nachzügler umringten den
Gefangenen. „Nieder mit ihm!“ schrie
einer. Und diese vor Ermüdtung fast
umfallenden Soldaten, die sich nur
aufrecht hielten weil sie sich auf ihre
Gewehre stützten, wurden plötzlich von
einem Wulsthaum erfasst, der die
Beine in ihnen entsetzte.

Ich führte das Bataillon, ich wollte
sprechen, Einspruch erheben. Man
hörte nicht auf mich; sie hätten mich
auch getödtet.

Einer der Grenzsoldaten trat an
mich heran: „Seit drei Tagen folgt er

uns“, sagte er. „Jeden fragt er über
die Artillerie aus.“ Ich trat rasch
näher und verfuhrte dieses seltsame
Geschöpf auszuforschen.

„Was wollt Ihr? Was treibt Ihr,
warum folgt Ihr der Arme?“

Er murmelte einige Worte in einem
mir unverständlichen Dialekt. Eine
sonderbare Erscheinung mit breiten
Schultern und kühnlichen Augen.
Seine Angst war mir so sichtbar, daß
ich nicht mehr zweifelte, es mit einem
Spion zu thun zu haben. Er schien
sehr alt und schwach zu sein und bli-
ckte mich schon von der Seite an, halb
stumpf, halb listig.

„Nieder mit ihm, schießt ihn nie-
der!“ schrien die Lobenden.

„Sie hatten für den Gefangenen“,
damit wendete ich mich an die Grenz-
soldaten. In demselben Augenblick
erlöste jedoch ein martererschütternder
Schrei. Ich blickte mich um und sah,
wie die Wüthenden den Unglücklichen
ergriffen, zerrten, stießen und ihn end-
lich am Wegrand gegen einen Baum
warfen, wo er schon halb todt in den
Schnee fiel.

Gleich darauf knatterte Schuß auf
Schuß; aufs neue luden sie und schoß-
ten abermals und wieder, und wieder,
blutdürstig wie wilde Thiere. Sie
schlugen sich untereinander, um noch-
mal an die Reihe zu kommen, und
dann gingen sie einzeln an dem Leich-
nam vorüber und gaben jeder einen
leichten Schuß darauf ab. Da rief ei-
ner: „Die Preußen, die Preußen“, und
bald hörte man das in der Ferne ver-
klingende Geräusch der erschreckten,
fliehenden Arme.

Die Schüsse auf jenen arbeitsamen
Vagabunden hielten diese Panik her-
aufbeschworen und sie bekehrte auch
die Volltreffer selber so, daß sie Her-
senfeld gaben und bald im Dunkel
ebenfalls verschwunden waren.

Ich war mit den beiden Grenzsol-
daten vor dem Leichnam zurückgeblieben;
alles hatte sich so rasch abgepielt, fast
binnen weniger Minuten.

Wir mußten ihn durchsuchen. Ich
zog eine Wachsreichholzdose aus mei-
ner Tasche und reichte sie einem der
Leute. Er entzündete eins der Licht-
chen, während der andere den Blü-
then, zerhackten Leichnam empor-
richtete und untersuchen begann.

„Eine Bluse“, ein weißes
Hemd, ein Paar Schuhe“, berich-
tete der Mann eintönig. Dann
erlösch das erste Streichholz. Ein
zweites flammte auf, und der Sol-
dat fuhr fort: „In der Tasche ein
Messer mit Hornschale, ein buntes-
wirreles Taschentuch, eine Tabaks-
dose, ein Erbsen Bindfaden, ein
Stückchen Brod.“ Das zweite Streich-
holz erlösch, das dritte wurde ange-
zündet; dann sagte der Soldat, nach-
dem er sorgfältig die Taschen durch-
sucht hatte: „Das ist alles.“

„Geben Sie ihn aus, vielleicht
finden wir etwas unter seiner Kleidung
verborgen“, befahl ich.

Ich übernahm es zu leuchten, da-
mit beide Soldaten sich an diesem
nicht angenehmen Wert betheiligen
konnten. Und während ich Licht um
Licht anzündete, entleierten sie die-
ses blutige, todt Fleisch, das noch
warm war.

„Herr des Himmels, Kapitän, das
ist ein Weib!“

Ein wahres Schmerzgefühl durch-
zuckte mich; ich wollte es nicht glau-
ben und triete nieder in den Schnee,
um mich zu überzeugen, daß jener
durchlöcherter Körper der eines Weibes
war. Die beiden Soldaten schwiegen
besührt und sahen erwartungsvoll
und scheu auf mich. Aber ich konnte
nichts sagen, nichts vermuthen und
deuten.

Da begann einer der Leute: „Wiel-
leicht hat sie ihren Sohn bei der Ar-
tillerie gefuht — vielleicht wollte sie
Nachricht von ihm haben —“

„Ja — vielleicht —“ murmelte auch
der andere.

„Ich habe viel Trauriges, viel
Schredliches erlebt und gesehen; aber
damals hießen mir die Thänen über
die Backen. Und auf der weiten, öden
Schneefläche, vor dieser unbekanntem
Ermordeten, vor diesem traurigen Ge-
heimniß inmitten der eiligen Winter-
nacht empfand ich recht empfindlich die
Schauer jenes Wortes: „Grauen.“

Superlativ!

Drei würdige Matronen — Profes-
sorsgattinnen — unterhalten sich über
die Eigenart ihrer Männer, die selbst-
verständlich — wie wärs das bei einem
Professor auch anders möglich? — in
einer geradezu ungläublichen Zerstreu-
theit besteht.

„Denken Sie sich, meine Damen“,
meint die erste, „ich gebe neulich mit
meinem Manne den Fluß entlang. Da
erblickt mein Alter einen Frosch und
bebt ihn auf. Er zieht seine Uhr, be-
obachtet den Pulsschlag des Thieres
und stellt dessen Zahl in der Minute
fest. Dann schleudert er die Uhr in den

Fluß, steckt den Frosch schmunzelnd in
die Westentasche und geht ruhig vor-
wärts. Sie können sich das erlaunte
Gesicht vorstellen, als er bald darauf
nach der Uhr sehen will und statt die-
ser einen Frosch in seiner Tasche fin-
det.“

„O, meine Liebe“, fällt ihr da die
zweite Dame in's Wort, „das ist noch
gar nichts gegen die Zerstreuung mei-
nes Gatten. Auf einer Reise kommt er
jüngst etwas später in sein Hotel, ent-
scheidet sich und — denken Sie — legt
die Kleider behutlos in das Bett und
sich selbst auf einen Stuhl. Nicht wahr,
das ist doch wirklich nicht mehr ver-
ständlich?“

Die dritte Dame lächelt: „Gewiß ist
das verständlich; ist doch meinem Ge-
stirnen noch Schlimmeres passiert.
Bislang hatte ich ihm in diesem Som-
mer an's Herz gelegt, auf der Reise
doch nicht immer das Hiniausstellen der
Schuhe zu vergessen; er ließ nämlich
immer mit ungeputztem Schuhzeug
umher. Mein Mann gelobte reuig
Besserung. Und was meinen Sie, was
geschah am nächsten Abend? Mein
Mann legt die Stiefel unter die Bett-
decke, stellt sich vor die Thür und wa-
ret geduldig, bis am frühen Morgen
des Hausnecht erscheint.... Ta-
bleau!“

Der Strickstrumpf in der Uni-
versität.

In der Universität Rostock in Med-
lenburg halten Professoren und Do-
zenten im Winter volkstümliche Vor-
lesungen, an denen die Betheiligung
jedermann, ob alt oder jung, Mann
oder Weib, gegen eine geringe Gebühr
frei steht. Diese akademischen Vor-
träge werden von den Rostockern stark
besucht. In einem Vortrag, der vor
kurzer Zeit gehalten wurde, erregte
sich nun etwas, das bisher in den heili-
gen Hallen einer Universität noch
nicht vorgekommen ist. Dieses
Ereigniß, für das selbst Ben Adia
gewiß kein Gegenstück gewußt hätte,
wäre sicher der Gegenwart verborgen
geblieben, wenn es nicht ein Besucher
in einer Rostocker Zeitung rücksichts-
los ausgeplaudert hätte. Da fand zu
lesen:

„Kaum hatte der Herr Professor
unter der Spannung der Zuhörer sei-
nen Vortrag begonnen, da geschah es,
man sollte es nicht für möglich halten,
daß eine der anwesenden Damen ein-
nen wollenen Strickstrumpf von an-
sehnlichen Abmessungen hervorzog und
anfing, in wüthender Gungart darauf
loß zu stricken. Diese eble Thätigkeit
hielt ununterbrochen bis zum Schluß
des Vortrages an. Man kann ein der-
artiges Benehmen ja schließlich nur
eine Laivedette nennen und darüber
lachen, denn nicht, wie sich denken läßt,
für die Umstehenden dies Gesnütt
einer wahren Tortur gewesen wäre,
unter der Einem Mandes vom Vor-
getragen verloren ging. Offenlich
wird sich dieser Unfug nicht wiederho-
len. Wer Strümpfe stricken will, möge
zu Hause bleiben und nicht in die Uni-
versität gehen. Dazu ist die Univer-
sität nicht da.“

Eine herbende Sprache.

Ueber das Erlöschen der livischen
Sprache, die zur finnisch-ugrischen
Gruppe gehört, berichtet D. Kallas in
Dorpat im letzten Hefte der „Finnisch-
ugrischen Forschungen“. Kallas hat
durch eine Anfrage bei verschiedenen
Kennern Livlands festgestellt, daß das
Erlöschen der livischen Sprache eine
Thatsache sei. Ein Herr Sillin in
Riga berichtete ihm, daß in der Ge-
gend von Lemsal vor zehn Jahren noch
Leute vorhanden waren, die sich der
livischen Sprache bedienten; gegen-
wärtig aber seien höchstens noch Reste
davon zu sammeln, da sich die Liven
vor den Letten ihrer Sprache schämten,
und die wenigen Reste infolge der
Mischung rasch verschwänden. Sillin
hatte auf seiner Reise nach Lemsal
noch mit einem angesehenen Bauern
gesprachen, der sich als Livo betrachtete
und sogar livische Bücher besessen hat-
te, bis ihm diese eines Tages sein Pa-
stor wegnahm und nicht wiedergab;
seitdem war er des Glaubens, daß das
Livische eine verbotene Sprache sei
und wurde in diesem Glauben
durch ein Abenteuer des Herrn Sillin
selbst bekräftigt. Sillin wurde nämlich,
weil sein Besuch und seine Fragen
aufgefallen waren, vor die Polizei ge-
laden; er wurde alsdann wieder frei-
gelassen, aber der Bauer war seitdem
zu Gesprächen über die livische Sprache
nicht mehr zu haben.

Der Bühnenmacher.

Jean Paul fuhr einst auf einer
Reise in das Thor einer kleinen Stadt.
Der Korporal der Abgrwaue tritt
heraus, eine Schreibtafel in der Hand:
„Ihren Namen, mein Herr!“ — „Ich
heiße Richter.“ — „Ihr Stand?“ —
„Ich bin Autor.“ — „Autor?“ fragte
der Korporal verblüfft, „was heißt
das? Was versteht ich darunter?“ —
„Nun, das heißt, ich mache Bücher.“
— „Ja, so“, schmunzelte der Korporal,
„das ist mir verständlich; heutzutage
gibt man sich allerlei fremde-
unbekannte Titel. Hierzulande nennt
man einen Mann, der Bücher macht,
einen — Buchbinder.“

Die Ereignisse lehren uns oft, daß
wir nichts von ihnen lernen.